

Deutschsprachige Briefdiskurse zwischen den Weltkriegen



Texte - Kontexte - Netzwerke

et+k

edition text + kritik

Sabina Becker
Sonia Goldblum (Hg.)

Deutschsprachige Briefdiskurse zwischen den Weltkriegen

Texte – Kontexte – Netzwerke

Deutschsprachige Briefdiskurse zwischen den Weltkriegen

Texte – Kontexte – Netzwerke

Herausgegeben von
Sabina Becker und Sonia Goldblum

et+k

edition text + kritik

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

ISBN 978-3-86916-741-1

E-ISBN 978-3-96707-162-7

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG, München 2018
Levelingstraße 6a, 81673 München
www.etk-muenchen.de

Umschlaggestaltung: Thomas Scheer

Umschlagabbildung: M. C. Escher's »Drawing Hands« © 2018 The M. C. Escher Company-The Netherlands. All rights reserved. www.mcescher.com

Satz und Bildbearbeitung: Claudia Wild, Otto-Adam-Str. 2, 78467 Konstanz

Druck und Buchbinder: Laupp & Göbel GmbH, Robert-Bosch-Straße 42,
72810 Gomaringen

Inhalt

Sabina Becker, Sonia Goldblum
Briefdiskurse zwischen den Weltkriegen. Eine Bestandsaufnahme 7

Jochen Strobel
Nach-Erleben, Spiegeln, Deuten. Thomas Manns Korrespondenzen
mit Kritik und Literaturwissenschaft vor 1933 17

Friedhelm Marx
Betrachtungen eines Politischen. Thomas Manns Offene Briefe
zur Zeit der Weimarer Republik 38

Daniel Meyer
Von der Geschichtsphilosophie zur Anekdote. Oswald Spenglers
Weimarer Briefwechsel im Spannungsverhältnis seiner Zeit 49

Elsbeth Dangel-Pelloquin
»sehr hastig, ganz der Spontaneität folgend«. Verworfenen Autorschaft
in Hofmannsthals Briefen 61

Robert Krause
»[...] die Dinge auszusprechen wie sie sind«.
Argumentationsstrategien und philosophische Referenzen
in Hermann Brochs Brief an Robert Musil 80

Gérard Raulet
Zum Briefwechsel zwischen Ernst Bloch und Walter Benjamin 93

Isolde Schiffermüller
Franz Kafka in der Korrespondenz Walter Benjamins.
Zum Brief als Laboratorium des Denkens 125

Olivier Agard
Affinitäten und Antagonismen. Der Briefwechsel zwischen
Theodor W. Adorno und Siegfried Kracauer 140

Renate Stauf
»Du siehst, wie sich Privataffären mit Weltgeschichte durchdringen«.
Friedrich Gundolfs Briefwechsel mit Elisabeth Salomon 162

Inhalt

Chiara Conterno

Der Briefwechsel zwischen Karl Wolfskehl und Albert Verwey
in der Zwischenkriegszeit 187

Marion Brandt

Die deutschsprachigen Briefe der polnischen Dramatikerin
Stanisława Przybyszewska 206

Personenregister 223

Briefdiskurse zwischen den Weltkriegen

Eine Bestandsaufnahme

Mit Blick auf das diesjährige Jubiläum anlässlich des Endes des Ersten Weltkriegs und des Gründungsdatums der ersten Republik in Deutschland vor 100 Jahren mag es zunächst erstaunen, sich den 1920er Jahren und der Zwischenkriegszeit über die Briefkultur dieser Epoche anzunähern; ist das Paradigma der Kultur von Weimar doch das der forcierten Intermedialität, der Öffnung der Literatur für andere, für neue Medien also, etwa gegenüber Zeitung, Film, Rundfunk und Musik, ja sogar gegenüber Revue und Sport. Diese Öffnung geht mit der Ausbildung neuer Genres einher, des Hörspiels, des Rundfunkgesprächs, etwa zwischen Gottfried Benn und Johannes R. Becher im Berliner Sender im Jahr 1929, oder einer Erweiterung von Musik und Film, etwa in den berühmten Sprechopern oder jenem Musiktheater, wie es in beeindruckender Weise Bertolt Brecht und Kurt Weill in ihrer *Dreigroschenoper* oder der *Mahagonny-Oper* praktizierten; aber auch Ernst Krěnek mit *Jonny spielt auf*, uraufgeführt im Jahr 1927 – mit einer Erfolgsoper, obgleich wegen der Konfrontation von klassischer Musik und Jazzmusik, der Integration städtischer Requisiten (Bahnhof) in die Opernbühne und nicht zuletzt der Präsenz eines Schwarzen auf der Bühne ein Skandal.

Es handelt sich um eine Öffnung hin zu den Massenmedien, um eine Ausrichtung also, die sicherlich nicht nur freiwillig geschah, sondern auch der Erkenntnis geschuldet sein dürfte, dass das Buch wie die Literatur insgesamt in den 1920er Jahren keineswegs mehr die dominanten Medien sind, wovon nicht zuletzt Debatten wie die um die »Krise des Buchs« zeugen. Eine Massenrezeption von Kultur fand jedenfalls nicht mehr vornehmlich im Bereich Literatur statt, sondern eher im Kino, in der Revue, im Kabarett, ganz abgesehen davon, dass auch die großen Sportveranstaltungen um die Massen buhlten.¹

Mit Blick auf dieses spezifische Mediengefüge von Weimar, das entscheidend durch den Bedeutungszugewinn der Zeitungen bzw. der Tagespresse

1 Vgl. hierzu Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. v. der Historischen Kommission. Bd. 2: Die Weimarer Republik 1918–1933. München 2007. – Sehr ausdifferenziert präsentiert wird diese Umbruchphase der Medienlandschaft zwischen den Weltkriegen in: Werner Faulstich: Die Mediengeschichte des 20. Jahrhunderts. Paderborn 2011. Die Zeit bis zum Zweiten Weltkrieg wird besonders in den Kapiteln 2 bis 6 behandelt.

geprägt ist, kommt es zu einer markanten Dynamisierung von Kommunikation und Information. Diese Dominanz der Presse prägt das Bild der Städte in den 1920er Jahren, wofür die »Zeitungsstadt Berlin« als Paradebeispiel steht. Weimar ist die erste Medienkultur und die erste Informations- und Kommunikationsgesellschaft in Deutschland, der von Jürgen Habermas so eindrucksvoll nachgezeichnete »Strukturwandel der Öffentlichkeit« erhält im Weimarer Jahrzehnt einen nachhaltigen Modernisierungsschub, eben nicht zuletzt durch eine forcierte Medienöffentlichkeit.²

Diese Entwicklungen sind nun die gesellschaftlichen, kulturellen und medialen Rahmenbedingungen, in der die Briefkultur dieser Epoche zu verorten und auch zu analysieren ist. Die Frage steht im Raum, warum und wie das traditionelle Medium Brief einen so hohen Stellenwert einnehmen konnte, zu welchem Zweck und mit welchen Inhalten es genutzt wurde. Ist die Popularität etwa vor dem Hintergrund der Pole Privatheit und Öffentlichkeit zu verstehen? Sind Briefe das Medium, mit dem Autoren dem Öffentlichkeitscharakter der auf utilitärer Sachlichkeit, Funktionalität und Massentauglichkeit setzenden Medienkultur von Weimar eine privat-subjektive, ja subjektivistische Komponente abzurufen suchen? Und zwar ohne in der literarischen Öffentlichkeit die notwendige Präsenz in den Massenmedien zu negieren? Unterliegen der Brief und das Briefgenre in diesen Jahren einem Wandel?

Fraglos eignet dem Genre auch mit Blick auf seine Tradition und Historie ein ambivalenter Charakter, es scheint zunächst adäquat in die funktional und heteronom gedachte Weimarer Kultur zu passen. Der Brief war und ist zwischen den Weltkriegen noch immer ein Gebrauchsmedium, aber zugleich eben auch eine subjektive Form der Reflexion und Verständigung: Über persönliche Belange und private Angelegenheiten tauscht man sich gleichermaßen aus, Individuelles und Vertrauliches, wie etwa in den Liebesbriefen (vgl. Renate Staufs Beitrag zu dem Briefwechsel zwischen Elisabeth Salomon und Friedrich Gundolf), werden verhandelt. Doch zugleich wird der Brief als ein Mittel zur philosophischen Reflexion genutzt, wobei es zur Annäherung an ein anderes, damals sehr gebräuchliches Genre kommt, und zwar an den Essay. Die briefliche Reflexion gestaltet sich essayistisch, man denke nur an die Briefe zwischen Heinrich und Thomas Mann oder an diejenigen bedeutender zeitgenössischer Essayisten, wie Theodor W. Adorno, Walter Benjamin und Siegfried Kracauer (vgl. Gérard Raulets und Olivier Agards Beiträge), die zeigen, dass der Brief die passende Form der philosophischen und ästhetischen Reflexion bereithält. Die Fokussierung anderer Autoren jenseits des

2 Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Berlin 1962.

vorliegenden Bandes, etwa Kurt Tucholskys oder Alfred Döblins, zeigt überdies, dass auch Politisches im brieflichen Medium angesprochen wird, dass auch politische und gesellschaftliche Fragen in Briefen diskutiert werden. Über den ›Offenen Brief‹ hinaus, dessen Bedeutung für Thomas Mann etwa im Beitrag von Friedhelm Marx herausgearbeitet wird, nutzen Oswald Spengler oder Hugo von Hofmannsthal u. a. den Brief zur Präzisierung und Entwicklung ihrer Ideen zur ›Konservativen Revolution‹, Spengler konkretisiert brieflich seine kulturkritischen, ja zivilisationsfeindlichen Visionen vom »Untergang des Abendlandes«. Diesen Aspekt und den Netzwerkcharakter von Spenglers Korrespondenz betont Daniel Meyer in seinem Beitrag: »Spenglers Briefwechsel stellt eine Art Längsschnitt des Diskurses der anti-demokratischen Rechten dar«. Döblin wiederum vermittelt in seinen »Briefen an einen jungen Menschen«, an den jungen Romanisten Gustav René Hocke, damals Student in Bonn, seine Vorstellungen eines humanen Sozialismus. Hocke hatte im Frühjahr 1930 einen »[o]ffenen Brief« an Döblin geschrieben, mit der Bitte um geistige Orientierungshilfe in der Krisenzeit, die für einen jungen Intellektuellen keine existenziellen Handlungsangebote bereithalte. Döblin antwortet ihm daraufhin in insgesamt 9 längeren Briefen, abgedruckt in der Zeitschrift *Das Tagebuch*, in denen er nicht zuletzt mit Blick auf die Stellung des Intellektuellen eine Zeitdiagnose leistet. Die Briefe übernimmt er 1931 in die philosophische Schrift *Wissen und Verändern! Offene Briefe an einen jungen Menschen* – das Buch gehört in den Kontext von Publikationen, die Anfang der 1930er Jahre die Krisensymptome der Zeit analysieren, zu erwähnen sind u. a. Karl Jaspers' *Die geistige Situation der Zeit* oder Franz Werfels *Realismus und Innerlichkeit*.³

Ein Sammelband über Briefdiskurse in der Zwischenkriegszeit erscheint also einerseits naheliegend, andererseits relativ exotisch. Denn auf Briefe des 20. Jahrhunderts fehlt bislang weitgehend der systematische Zugriff, noch ist unklar, ob diese deutliche sprachlich-diskursive Merkmale aufweisen, in welche Tradition der Kommunikation und der Soziabilität sie sich einschreiben oder welche sie von sich weisen. Wenn Briefwechsel der Moderne behandelt werden, dann meistens im Rahmen von Studien zu einem bestimmten Autor oder zum Brief im Allgemeinen. Zum 20. Jahrhundert vermisst man die großen Studien, die zum 18. oder 19. Jahrhundert vorliegen.⁴ Man denke zum Beispiel an die Studie von Karl-Heinz Bohrer zur Entstehung der Subjektivität im romantischen Brief oder an Robert

3 Alfred Döblin: *Wissen und Verändern! Offene Briefe an einen jungen Menschen*. Berlin 1931; Karl Jaspers: *Die geistige Situation der Zeit*. Berlin 1932; Franz Werfel: *Realismus und Innerlichkeit*. Berlin, Wien, Leipzig 1931.

4 Annette Anton: *Authentizität als Fiktion. Briefkultur im 18. und 19. Jahrhundert*. Stuttgart, Weimar 1995.

Vellusigs Buch zur Relevanz der Kategorie des Gesprächs für den Brief im 18. Jahrhundert.⁵

Bedenkt man, wie viele Briefe in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und bis zu der Erfindung der E-Mail geschrieben wurden, scheint es ohnehin naheliegend, sich mit Briefdiskursen zu befassen. Ebenso mit Blick auf die Tatsache, wie viele Briefwechsel jedes Jahr erscheinen, die neue Netzwerke, Arbeitsgemeinschaften und intellektuelle Freundschaften zutage treten lassen, andere, wohl bekannte neu beleuchten und damit immer deutlicher die herausragende Bedeutung des Briefs für die Kulturgeschichte zeigen. Wenn man sich auf die Erscheinungen der letzten Jahre beschränkt, wird deutlich, wie stark das Interesse für Briefe nach wie vor ist.⁶

Ziel des Bandes ist es also, sowohl generell das Auge auf die herausragende Bedeutung von Briefen im frühen 20. Jahrhundert zu lenken, als auch die Charakteristika der Briefkommunikation in der Umbruchphase zwischen den Weltkriegen neu zu beleuchten. Dadurch soll der Leser sowohl eine umfassendere Bestandsaufnahme der Briefkorpora, die von den BeiträgerInnen analysiert werden, als auch ein vertieftes Verständnis der epistolarischen Praxis dieser Epoche erhalten. Zu diesem Zweck erschien es besonders fruchtbar, den Fokus auf die Zwischenkriegszeit zu legen, da es sich um eine Epoche handelt, die ohnehin für die Zirkulation von Ideen, für die Vielseitigkeit ihrer Denkansätze bekannt ist. Aufzubauen ist dabei auf Forschungsarbeiten zum Thema Briefkultur, die in den letzten Jahren erschienen sind. Zu erwähnen sind hier unter anderem die Sammelbände von Isolde Schiffermüller, Jochen Strobel und Detlev Schöttker, die dieses Themenfeld mit erschlossen haben.⁷

Der gewählte Epochenzuschnitt lässt sich zweifach erklären. Er hat zum einen mit der Rationalisierung der Post in den 1920er Jahren zu tun, die die Anzahl von ausgetauschten Briefen allgemein zwischen dem frühen Kaiserreich und dem Ende der 1920er Jahre enorm steigen lässt. Für das Jahr 1928 zählt man 7,7 Milliarden Sendungen. 1871 waren es nur 412 Mil-

5 Karl Heinz Bohrer: *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität.* Frankfurt/Main 1989; Robert Vellusig: *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert.* Wien 2000.

6 Hier seien nur einige wenige Beispiele der editorischen Aktualität von Briefwechseln angeführt: So publiziert etwa der Suhrkamp-Verlag seit 2012 eine von Volker Michels herausgegebene Neuedition von Hermann Hesses Briefen; deren fünfter Band zu den Jahren 1932–1939 erscheint 2018. Auch Rainer Maria Rilkes Briefe sind Gegenstand erneuter Aufmerksamkeit. Nachdem 2017 sein Briefwechsel mit Stefan Zweig publiziert wurde, erscheint derjenige mit Boris Pasternak und Marina Zwetajewa ebenfalls 2018.

7 Isolde Schiffermüller (Hrsg.): *Briefkultur. Transformationen Epistolaren Schreibens in der deutschen Literatur.* Würzburg 2015; Detlev Schöttker: *Adressat: Nachwelt. Briefkultur und Ruhmbildung.* München 2008.

lionen.⁸ Das etwas altmodisch anmutende Medium Brief, von dem man denken könnte, dass es nach dem Ersten Weltkrieg von Radio und Telefon obsolet gemacht wurde, profitierte vielmehr von den Verbesserungen seiner Zustellungsformen. Wie Heike Pauschardt bemerkt, erlangten drei der heute häufigsten Beförderungsarten zwischen den Weltkriegen Einzug in den Postdienst: »Die Weimarer Republik war gleichsam Geburtsstunde der umfassenden Verwendung von Kraftfahrzeugen, Flugzeugen und Förderbändern im Postdienst.«⁹ Die Briefkommunikation ist somit in der Modernisierungswelle einbegriffen, die sowohl die Industrie als auch den privaten Bereich betrifft. Die Beschleunigung, die dadurch erfolgt, beeinflusst die briefliche Kommunikation dahingehend, dass sie erlaubt, veritable Gespräche per Brief zu führen, also den »brieftypischen Phasenverzug«¹⁰ zu verkürzen und damit die Natürlichkeit und Unmittelbarkeit der Kommunikation zu erhöhen. So erklärt sich auch, dass bei vielen AutorInnen die Anzahl von Briefen bei Weitem den Umfang des eigentlichen Werks übersteigt. Es wurden mitunter mehrere Briefe pro Tag verfasst. Das Briefeschreiben ist daher eine der wichtigsten Schreibformen der Zwischenkriegszeit, es gehört einerseits für viele AutorInnen zum Alltag, andererseits auch zu den Experimentierformen dieser Epoche.

Jene Diskurse zu fokussieren, die sich in Briefform herausbildeten, erlaubt eine Verschiebung der Perspektive; kommen damit doch die epistolischen Schreibweisen, die Organisation des Diskurses sowie die sprachlich-stilistischen Unterschiede zwischen den Briefen einerseits und dem Rest des Werks andererseits in den Blick. Erkenntnisleitend sind dabei folgende Fragen: Was kann ein Schriftsteller, ein Essayist oder ein Philosoph *wie* im Brief sagen, das in seinem Werk auf andere Weise Eingang findet? Was findet man im Briefwechsel vor, nicht aber in den Werken? Die Relevanz dieser generischen Fragen besteht darin, dass somit die Laboratoriumsfunktion des Briefs bei zahlreichen Autoren belegt und rekonstruiert werden kann. Ein paradigmatisches Beispiel unter vielen anderen sind Walter Benjamins Briefe. In einem Weihnachtsbrief aus dem Jahr 1923 an Florens Christian Rang verlangt Benjamin seinen vorherigen Brief (vom 9.12.1923) zurück,¹¹ in dem seine Auffassung der Kritik und der Interpretation von Kunstwerken

8 Heike Pauschardt: Rationalisierung – Optimierung. Neue Wege der Briefbeförderung in der Weimarer Republik. In: Klaus Beyrer, Hans-Christian Täubrich (Hrsg.): Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation. Heidelberg 1997, S. 120–127.

9 Ebd., S. 120.

10 Peter Bürgel: Der Privatbrief. Entwurf eines heuristischen Modells. In: Deutsche Vierteljahrschrift 50, 1976, S. 281–297, hier S. 288.

11 Walter Benjamin: Gesammelte Briefe. Bd. II. Hrsg. von Christoph Götde und Henri Lonitz. Frankfurt/Main 1996, S. 402–404 und S. 390–394.

entwickelt wurde, weil er glaubte, sie für seine Arbeit zum *Ursprung des deutschen Trauerspiels* nutzbar machen zu können. Diese Ideen hatte Benjamin, so schreibt er, dort zum ersten Mal entwickelt. Dieses Beispiel zeigt, wie der Brief konkret als Werkstatt des Denkens fungieren kann. Es entwickelt sich in der Mitteilung, als Reaktion auf eine Anregung, und wird woanders für andere Zwecke wiederverwertet. Dass solche Phänomene bei Benjamin üblich sind, zeigt sein großer Brief über Briefe an Ernst Schoen, der sich auch als Abschrift in der Gesamtausgabe findet.¹² Zu nennen wäre ferner ein langer Brief an Martin Buber vom 17. Juli 1916, in dem es in erster Linie um Bubers Stellungnahme zum Krieg geht, in dem aber auch die Prämissen des Aufsatzes *Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen* zu finden sind.¹³ Ein anderes Beispiel, Benjamins Auseinandersetzung mit Franz Kafka betreffend, wird von Isolde Schiffermüller im vorliegenden Band ausführlich analysiert. Benjamin fungiert jedoch hier nur als besonders prominentes Beispiel; ähnliche Formen der Zirkulation zwischen Werk und Brief sind bei den meisten BriefautorInnen nachzuweisen, wie die hier vorliegenden Beiträge bestätigen.

Der Brief ist nicht zuletzt der Kristallisationsort zahlreicher Reflexionen und Diskussionen über eigene Texte und über die Werke anderer. Diese zu eruieren und zu analysieren, kann helfen, den jeweiligen Autor im ›literarischen Feld‹ bzw. in seinem eigenen intellektuellen Umfeld zu verorten und die von ihm bezogenen Positionen besser zu verstehen. Dabei sind mitunter neue, unerwartete Erkenntnisse zu gewinnen, wie die Belege einer frühen Rezeption Martin Heideggers von Hermann Broch, die Robert Krause in dessen Briefwechsel mit Robert Musil herausarbeitet. Aus diesem Grund steht bei vielen BeiträgerInnen die Idee des Netzwerks im Mittelpunkt, wobei besonders prominente Kommunitäten mehrfach in den Fokus geraten. Hier seien nur der George-Kreis (wie bei Renate Stauf oder Chiara Conterno), die Leser von Oswald Spenglers *Untergang des Abendlandes* (Daniel Meyer) oder die zahlreichen Kontakte Walter Benjamins (Gérard Rault und Isolde Schiffermüller) als Beispiele genannt. Sie zeigen, wie die untersuchten Briefwechsel untereinander vernetzt und wie eng die Verbindungen unter den literarischen und philosophischen Akteuren dieser Zeit sind. Als instruktiv hat sich dabei der Begriff der Briefdiskurse erwiesen, lädt er doch dazu ein, über den einzelnen untersuchten Briefwechsel

12 Walter Benjamin an Ernst Schoen, Brief vom 19. September 1919. In: Ebd., S. 47–48. Walter Benjamin: Man unterschätzt heute Briefwechsel. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Bd. VI. Hrsg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/Main 1991, S. 95.

13 Walter Benjamin: *Gesammelte Briefe*. Bd. IV. Hrsg. von Christoph Gödde und Henri Lonitz. Frankfurt/Main 1995, S. 325–328.

hinaus nach autorübergreifenden Linien zu suchen. Solche Linien lassen sich durch die verschiedenen Aufsätze verfolgen, die mosaikartig das theoretische Fundament für eine systematische Betrachtung zum Brief zwischen den Weltkriegen bilden.

Des Öfteren (etwa von Robert Krause) wird darauf hingewiesen, dass die untersuchten Briefwechsel, beispielsweise derjenige Musils und Brochs, von der Forschung bisher eher stiefmütterlich behandelt wurden. Krause zitiert das Broch- und das Musil-Handbuch.¹⁴ Ähnliche Aussagen finden sich im Benjamin-Handbuch, in dem Gert Mattenklott klagt, dass Benjamins Briefe der Forschung oft lediglich als »Arsenal für Belegmaterial« dienen.¹⁵ Gérard Raulets Beitrag zur Korrespondenz Benjamins und Ernst Blochs eröffnet insofern neue Einsichten in deren denkerische Übereinstimmungen, aber auch Differenzen. Selbst im Handbuch zu Kafka, dessen Briefe sowohl in seinem Werk als auch in dessen Rezeption eine bedeutende und anerkannte Rolle spielen, bereut Ekkehard W. Haring, dass 50 Jahre nach Max Brods Auseinandersetzung mit Kafkas Briefwechseln »noch immer keine umfassende Untersuchung des Briefwerkes vorliegt«.¹⁶ Damit soll keineswegs der Eindruck erweckt werden, dass die Literaturwissenschaft inkonsequent sei und ihre VertreterInnen einerseits in Handbüchern die mangelnde Beachtung der Briefe wichtiger AutorInnen bedauern und andererseits nicht beheben würden. Eine systematische Untersuchung größerer Briefkorpora ist mit grundsätzlichen Schwierigkeiten verbunden, die diese wiederholte Beobachtung einer tendenziellen Vernachlässigung der Briefe zumindest partiell erklären. Der erste Grund dafür ist sicherlich, dass der Brief keinen eindeutigen Status besitzt. Bei manchen Autoren wie Kafka haben die Briefe Eingang in den Kanon des Werks gefunden, bei anderen AutorInnen ist dies alles andere als evident. Somit dürften manche WissenschaftlerInnen den Eindruck haben, sich im Falle von Briefen mit einem zweitrangigen Korpus zu befassen. Damit geht einher, dass keineswegs selten »Biografismus« gewittert wird, wenn ForscherInnen sich mit privatem Material befassen, von dem nicht immer sicher ist, inwiefern es für die Öffentlichkeit gedacht war. Jochen Strobel thematisiert diesen Aspekt, indem er fragt, welche Briefe Thomas Manns seinem Werk zugerechnet werden können.

14 Vgl. Graham Bartram: Brochs epistolarisches Werk. In: Adrian Stevens, Fred Wagner, Sigurd Paul Scheichl (Hrsg.): Hermann Broch. Modernismus, Kulturkrise und Hitlerzeit. Innsbruck 1994, S. 461–505; Fabrizio Cambi: Briefe. In: Birgit Nübel, Norbert Christian Wolf (Hrsg.): Robert-Musil-Handbuch. Berlin, Boston 2016, S. 441–450.

15 Gert Mattenklott: Briefe und Briefwechsel. In: Burkhardt Lindner (Hrsg.): Benjamin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart, Weimar 2006, S. 680–687, hier S. 682.

16 Ekkehard W. Haring: Das Briefwerk. In: Manfred Engel, Bernd Auerochs (Hrsg.): Kafka-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart, Weimar 2010, S. 390–402, hier S. 400.

Aus diesen Gründen ist uns der systematische Fokus auf Formen der Briefdiskurse überaus wichtig, ist so doch zu zeigen, dass Briefe mehr bieten als Belegstellen im Dienst der Analyse des übrigen Werks. Zu den bereits genannten Schwierigkeiten kommt hinzu, dass die Briefe eines Autors bzw. einer Autorin meistens eine große Menge an sehr heterogenem Material darstellen, die schwer begrifflich zu erfassen ist, weil je nach Interessenschwerpunkt der jeweiligen ForscherInnen unterschiedliche Teile oder Aspekte eines Briefwechsels zur Diskussion kommen. Das Material muss also vor der Analyse erst sortiert werden, was in einer Einzelstudie, einem Aufsatz zu einem bestimmten Thema oder einer Überblicksdarstellung in einem Handbuch leichter zu machen ist als für eine Monografie. Die Lage der Editionen kann erschwerend hinzukommen, mitunter sind diese unvollständig oder nicht mehr zeitgemäß – thematisiert wird dieses Problem u. a. von Jochen Strobel bezüglich der Regesta-Ausgabe zu Thomas Manns Briefen –, was die Frage nach der Halbwertszeit von Briefausgaben und nach der Notwendigkeit ihrer Digitalisierung aufwirft.¹⁷ Gérard Raultet betont darüber hinaus den lückenhaften Charakter des Briefwechsels zwischen Bloch und Benjamin. Dass Bloch die Briefe seines Briefpartners zerstört hat, macht es notwendig, weitere Dokumente heranzuziehen, wodurch die Netzwerkdimension von Raultets Studie verstärkt wird.

Autorzentrierte Editionen können sich in diesem Zusammenhang auch als problematisch erweisen, weil sie Netzwerkeffekte in den Hintergrund drängen, obwohl diese für die Briefforschung unerlässlich sind. Von sechs erhaltenen Briefen beinhalten zum Beispiel die Musil- und Broch-Ausgaben nur die Autorenbriefe und nicht die An-Briefe. Bei Kafka sind Letztere systematisch abwesend, sie wurden größtenteils von Kafka selbst vernichtet, wie Ekkehard W. Haring im bereits zitierten Handbuch-Artikel betont.¹⁸ Und selbst wenn bei einem Briefwechsel die verschiedenen Stimmen erhalten sind, erfordert dessen Erforschung oftmals eine Rekonstruktionsarbeit über mehrere Ausgaben, die zumindest mühsam ist. Ein Beispiel dafür ist die Ausgabe der Schriften des Politikwissenschaftlers Leo Strauss, einige Briefwechsel wurden im zweiten Teil des Bandes zu *Hobbes politische Wissenschaft* publiziert. Sie sind nur mit einer kurzen editorischen Notiz versehen, ohne nähere Erklärungen, die dem Leser helfen würden, die Andeutungen

17 Vgl. u. a. die Plattform correspsearch.net [letzter Zugriff: 8.5.2018], bei der »die Verzeichnisse verschiedener digitaler und gedruckter Briefeditionen nach Absender, Empfänger, Schreibort und Datum durchsucht« werden können, vorerst aber eher Briefeditionen um 1800 erfasst. Zu diesem Thema vgl. auch Anne Bohnenkamp-Renken, Elke Richter (Hrsg.): *Briefedition im digitalen Zeitalter*. Berlin 2013.

18 Haring: *Das Briefwerk*, S. 398.

zu verstehen. Dieser Verzicht auf jegliche Form des Kommentars macht Strauss' Briefwechsel schwer zugänglich.¹⁹

Die Schnittstelle zwischen Öffentlichem und Privatem gehört auch zu den Kernfragen der Briefforschung. Auf der einen Seite steht Thomas Mann, der, so Friedhelm Marx, bei keinem Privatbrief die Dimension des Öffentlichen gänzlich vergesse, da ihm bewusst sei, dass er immer mit für die Nachwelt schreibe. Auf der anderen Seite findet man Stanisława Przybyszewska, von der Marion Brandt berichtet, indem sie auf den für Briefwechsel allgemein wichtigen Komplex von Nähe und Distanz eingeht. Für Przybyszewska ging das Briefeschreiben zu einer Art der Tagebuchführung über, Briefe wurden nicht mehr gänzlich abgeschickt. Nähe wird simuliert, was den Briefwechsel zu einer Kompensation der Einsamkeit werden lässt. Brandt stellt die Frage, inwiefern Stanisława Przybyszewska sich nicht in Thomas Mann einen fiktiven Korrespondenten ausgesucht habe. Damit ist die Dimension der Konstruktion angesprochen, die in der Briefforschung eminent wichtig ist und die verschiedene Aspekte des Briefdiskurses betreffen kann. Der Brief kann zunächst der Ort einer Selbstkonstruktion oder Selbstinszenierung sein, wie bei Oswald Spengler. Daniel Meyer zeigt, wie sich Spengler im Briefwechsel mit seinen Zeitgenossen und Lesern einer Selbstüberschätzung hingibt, was besonders deutlich wird, wenn er manchen von ihnen durch seine Kontakte Hilfe verspricht. Meyer bemerkt allerdings auch, dass »der zeitgebundene, kalendarisch festlegbare Charakter des Briefdiskurses genau dieser Tendenz entgegen[spielt], teleologische Narrative zu formen«, und es somit erlaubt, solche Konstruktionen zu entlarven. Als Kontrapunkt zu dieser Selbstinszenierung erscheinen die von Elsbeth Dangel-Pelloquin analysierten sogenannten »Verwerfungsbrieve« Hofmannsthals, bei denen etwas von seiner tiefsten Innerlichkeit, ja von seinem Unbewussten freigelegt werde. Auf die Raumkonstruktion, die der Brief leistet, weisen ebenso viele BeiträgerInnen hin, beispielsweise Renate Stauf, wenn sie die Erschaffung eines Schreibraums als eine der Funktionen des Briefwechsels zwischen Friedrich Gundolf und Elisabeth Salomon ansieht. Chiara Conterno spricht ihrerseits bezüglich des Briefwechsels zwischen Albert Verwey und Karl Wolfskehl von einem »Lebensraum im Medium der Schrift«. Das erinnert an die Bemerkung Gilles Deleuzes und Félix Guattaris, die mit Blick auf Kafka schrieben, dass »der Brief die Liebe ent-territorialisiert«. Die BeiträgerInnen des vorliegenden Bandes beweisen oftmals Gegenteiliges – indem sie Fälle herausarbeiten,

19 Leo Strauss: *Hobbes' politische Wissenschaft und zugehörige Schriften – Briefe*. Hrsg. von Heinrich und Wiebke Meier. Stuttgart, Weimar 2001, S. 377–785.

bei denen der Briefwechsel erst ein Territorium für die Beziehung schafft, sei sie erotischer oder freundschaftlicher Natur, und sie somit gleichsam re-territorialisiert.²⁰

Der vorliegende Band ist das Ergebnis der Reflexionen, die bei der Tagung »Briefdiskurse in der Zwischenkriegszeit« präsentiert und durchgeführt wurden. Sie fand beim Freiburger Institut for Advanced Studies (FRIAS) vom 2.–4. März 2017 statt. Dem FRIAS danken wir für seine großzügige finanzielle und logistische Unterstützung bei der Organisation dieser Veranstaltung. Der Forschungsgruppe ILLE (Université de Haute-Alsace – Mulhouse) danken wir für die finanzielle Hilfe bei der Publikation des vorliegenden Bandes.

20 Gilles Deleuze, Félix Guattari: Kafka. Pour une littérature mineure. Paris 1975, S. 53.

Nach-Erleben, Spiegeln, Deuten

Thomas Manns Korrespondenzen mit Kritik und Literaturwissenschaft vor 1933

I.

Der Brief ist ein Kommunikationsmedium, das der Speicherung und Übertragung schriftlicher oder ikonischer Zeichen an abwesende Adressaten dient, in der Regel mit Zeitverzug.¹ Die Behauptung, er sei ein Gespräch zwischen Abwesenden, ist paradox; vielmehr könnte eine Serie von zwischen mindestens zwei Beteiligten zirkulierenden Briefen ein Gespräch *simulieren* oder nachahmen. Das Schreiben und Lesen von Briefen ist seit längerem schon eine meist einsame und doch von performativen Momenten nicht freie Angelegenheit. Das Schreiben, Versenden und Lesen elektronischer schriftlicher Kurznachrichten – einer Spätform des Briefs – besitzt, wie wir wissen, des Öfteren auch theatrale, demonstrative Momente. Bis zur Erfindung der Telegrafie war der Brief das einzig zuverlässige, wenngleich lange Zeit mit Kosten und Aufwand verbundene Medium der individuellen Distanzkommunikation. Seit es sich im 18. Jahrhundert von allerlei Normen befreit hatte, war es ein Medium, dessen quantitativ, formal, thematisch und stilistisch zunehmend offener Textanteil im Grunde von jedem genutzt werden konnte, der des Schreibens und Lesens kundig war.

Dabei verspricht der Brief mehr als er halten kann. Papier ist geduldig – und der in der Zukunft zu denkende entfernte Empfänger mag seine Fantasie bemühen, wenn er auf Neuigkeiten vergebens wartet, oder erst recht, wenn ein Brief eingeht. Mit der Übertragung brieflicher Botschaften oder auch deren Ausbleiben etwa im Liebesdiskurs können weitreichende kognitive und emotionale Folgelasten verbunden sein. Seine Vorteile liegen bis heute in der *usability*, der Vielfalt etwa sprachlicher und grafischer Gestaltungsmöglichkeiten, seiner weit ausdifferenzierten Pragmatik. Er hat sich – verwandelt, technisch aufgerüstet und doch leicht handhabbar – halten können, da er sich bewährt hat.

1 Diese einleitenden Bemerkungen orientieren sich teils an: Jochen Strobel: Art. »Brief«. In: Michael Wetzel (Hrsg.): Handbuch Autorschaft. Berlin, Boston 2019.

Distanzkommunikation bedingt eine gewisse Ununterscheidbarkeit zwischen Wahrheit und Lüge; der Dialog oder gar die Geselligkeit, die sie vor schützt, ist ohnehin nicht ganz echt. Vor allem in Zeiten geringer Mobilität musste er echte Geselligkeit ersetzen, sofern die durch den Brief zurückgelegte Strecke nicht auch durch die beiden Kommunikationspartner überwunden werden konnte. Der Schreiber richtet sich nicht an den realen Adressaten, sondern an dessen Projektion, die ihm beim Schreiben sozusagen gegenüber sitzt. Der Adressat hat immerhin den Text des Schreibers als Anhaltspunkt, somit wiederum nicht den Schreiber selbst, sondern lediglich dessen Surrogat. Dies macht den Brief instrumentalisierbar für vielerlei Zwecke und namentlich für Rollenspiele der Beteiligten.

II.

Wenn an den Vorurteilen vor allem über den jüngeren Thomas Mann etwas dran ist, dann müsste der Brief für ihn das ideale Medium der Distanzkommunikation sein. Er gilt nicht als gesellig, sondern als ein emotionsarmer Rationalist. Sein erster Biograf Arthur Eloesser, der gleich noch begegnen wird, sagt das in seinem pünktlich zum 50. Geburtstag 1925 erschienenen, von Thomas Mann autorisierten Buch ganz deutlich:

Der junge Thomas Mann hat keinen Kranz auf seinem Haupte getragen, und man kann sich auch sonst nicht vorstellen, daß er mit Gleichgestimmten, Gleichgesinnten, Gleichbegeisterten an einer Tafelrunde geschwelgt hat. Es gibt kaum einen Schriftsteller, der mit weniger Geselligkeit, mit weniger Kameradschaft aufgetreten ist, der, obgleich literarisch durch und durch, weniger aus einer literarischen Kampfgemeinschaft zu stammen scheint.²

Ähnlich wie sein Biograf Eloesser bezichtigt sich der 50-jährige Thomas Mann in seiner im Münchner Rathaus gehaltenen Tischrede im Angesicht der versammelten Festgemeinde selbst der Ungeselligkeit, der Distanziertheit:

Habe ich es verdient, vor allem menschlich-persönlich verdient? Ich fürchte: nein. Ich war kein recht geselliger Mensch, kein guter Kollege sogar, fürchte ich. Ich hielt mich zurück, ich war viel allein, ich war schwer für Austausch und Organisation und Gesellschaft zu haben.³

² Arthur Eloesser: Thomas Mann. Sein Leben und sein Werk. Berlin 1925, S. 11.

³ Thomas Mann: Tischrede bei der Feier des 50. Geburtstags. In: Ders.: Essays II, 1914–1926. Hrsg. und textkritisch durchgesehen von Hermann Kurzke (= Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Band 15.1.) Frankfurt/Main 2002, S. 985–988, hier S. 985 f.

Er könnte ergänzen: aber ich schreibe viele Briefe! Sozialer Rückzug und die daraus resultierende Selbstverrätselung eines Autors – nach Mann durch Salinger, Pynchon, Moers auf die Spitze getrieben und von den Lesern zum Kult erhoben – eröffnen dem fiktionalen und dem essayistischen Schreiben erst Spiel-Raum für Selbstbilder des Autors, die zu Nacherleben und Nachempfinden Anlass geben. In der Briefkommunikation bekommt diesen Spielraum zunächst nur einer angeboten: der Adressat.

Manns Briefe aber, von denen sich der neugierige Leser Nabelschau erhoffen könnte, verräteln das Bild des Schreibers erneut, sie bilden, wie Bernhard Blume schon 1970 festhielt, eine »kühle Verweisung von der Person auf das Werk«. ⁴ Die Künstlichkeit, mit der ein Ich namens Thomas Mann dort von sich schreibt, bewirkt mehr Abwehr als Annäherung. Das Gros der Briefe, so noch einmal Blume, sei »ein überlegtes und höchst diszipliniertes Verteidigungswerk [...]: den immer wiederholten Versuch, sich auf die Forderungen der Welt einzulassen und sich ihnen gleichzeitig zu entziehen«. ⁵

Briefeschreiben als eine der Hauptaufgaben des in sozialer Beziehungsarmut lebenden repräsentativen Autors ist ein – *literarisches*, ein von Thomas Mann erfundenes Motiv, das in Forschungsbeiträgen zu seinen Briefen gern zitiert wird. Das Zitat ist auch hier unvermeidlich, man kann es Satz für Satz auf seinen Autor ummünzen:

Beinahe noch ein Gymnasiast, besaß er einen Namen. Zehn Jahre später hatte er gelernt, von seinem Schreibtische aus zu repräsentieren, seinen Ruhm zu verwalten, in einem Briefsatz, der kurz sein mußte (denn viele Ansprüche dringen auf den Erfolgreichen, den Vertrauenswürdigen ein), gütig und bedeutend zu sein. Der Vierziger hatte, ermattet von den Strapazen und Wechselfällen der eigentlichen Arbeit, alltäglich eine Post zu bewältigen, die Wertzeichen aus aller Herren Länder trug. ⁶

Das alles trifft auf den 40-jährigen Thomas Mann von 1915 in etwa zu, er wird sich mit den Briefen leicht getan haben, doch seine literarische Produktion stockte. Gustav von Aschenbach, um den es in dem Zitat geht, hört mit 50 Jahren dann auch auf, Briefe zu schreiben, und will stattdessen zu leben beginnen. Bekanntlich bleibt er auch in Venedig bei seinen Selbstge-

4 Bernhard Blume: Der Briefschreiber Thomas Mann. In: Jeffrey L. Sammons, Ernst Schürer (Hrsg.): *Lebendige Form. Interpretationen zur deutschen Literatur. Festschrift für Heinrich E.K. Henel*. München 1970, S. 277–289, hier S. 277.

5 Ebd., S. 278.

6 Thomas Mann: *Der Tod in Venedig*. In: Ders.: *Frühe Erzählungen 1893–1912*. Hrsg. und textkritisch durchgesehen von Terence J. Reed (= Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Band 2.1.) Frankfurt/Main 2005, S. 501–592, hier S. 508.

sprächen, bei der bloßen Projektion auf ein idealisiertes Selbstobjekt – einen 14-jährigen polnischen Knaben, mit dem er in eine neue, recht instabile Distanzkommunikation aus Blickwechsellern und anderen Gesten eintritt. Seine erkaltete Herzesschrift hatte sich aber offenbar zuletzt im Brief noch manifestieren können.

Das literaturwissenschaftlich Unstatthafte der gerade geübten Argumentationspraxis, die Analogiebildung zwischen Held und Autor, hat uns Thomas Mann vorgemacht und nahegelegt; nicht nur in Reden und Essays, sondern auch in Briefen, dort vielleicht noch weitergehend als in anderen Medien. Mann ermutigt seine Interpreten, Analogien zwischen ihm selbst und Gustav von Aschenbach oder Hans Castorp, zwischen Autor und Werk, gern auch zwischen Autor und Kritiker zu bilden. Er stellt Analogien her zwischen seinen Texten und denen, die ihm seine Korrespondenten zusenden, solchen vielleicht, die auch in enger Kooperation entstanden sind. Als Resultat einer Aushandlung zwischen dem Autor Eloesser und dem Gegenstand der Biografie Mann darf beispielsweise auch eine Analogiebildung zum *Zauberberg*-Helden Hans Castorp gelten, mit der Eloesser seinen Band beschließt: »Thomas Mann hat sich in jeder Hinsicht hoch hinaufgewagt, ohne bergkrank zu werden, und er hat uns auf seine Höhe mitgenommen, von der wir nun Übersicht gewinnen.«⁷

Die Deutungs- und Bewertungsprozesse in den Briefen der Zwischenkriegszeit, gehe es um Manns eigene Texte oder die der Adressaten, sind nicht zu denken ohne Analogien und Spiegelungen. Der briefliche Dialog kreist mitunter darum, ausgehend von Gemeinsamkeiten zwischen beiden Schreibern und/oder ihren Texten, zwei »Diskurswelten«, nämlich die des jeweiligen Schreibers und die des jeweiligen Empfängers, zu verknüpfen, indem implizit behauptet wird, die eine dieser Welten sei ein Gegenstück, man könnte auch sagen: Spiegel- oder Projektionsfläche, der jeweils anderen. Es ist von einigem Reiz, die auf Konsens und Spiegelung bedachte Briefkommunikation zwischen Schriftsteller und Publizist oder zwischen Schriftsteller und Literaturwissenschaftler unter diesem Aspekt zu sehen. Die Kognitionswissenschaft spricht von ähnlichen Diskurswelten, die mittels *cross-space mapping* durch den Rezipienten miteinander in Verbindung zu bringen seien: »A partial cross-space mapping connects counterparts in the input mental spaces.«⁸ Die beiden »Versionen« etwa von Charakteren in den beiden zu betrachtenden *mental spaces* werden *counterparts* genannt, Gegenstücke. Auf diese Weise wird das vordergründig Unverbundene miteinander

7 Eloesser: Thomas Mann, S. 205.

8 Gilles Fauconnier, Mark Turner: *The way we think. Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities*. New York 2002, S. 41.

verknüpft, es wird wechselseitig kontextualisiert.⁹ Die Erzeugung solcher ›Gegenstücke‹ zwischen Erfahrungswelt und fiktionaler Welt oder zwischen zwei ›Teilwelten‹ eines fiktionalen Texts (etwa: Vergangenheit und Gegenwart einer Figur, die somit eine in zwei ›Welten‹ agierende, von Welt zu Welt sich wandelnde Figur ist) ist Sache der Literatur – im ›wirklichen‹ Leben kommt sie freilich auch vor und Thomas Manns Briefpraxis bezeugt dies.

Immer wieder das Analoge zu sehen, immer wieder einander zu bespiegeln und auf diese Weise weitgehenden Konsens zu artikulieren, der vielleicht durch Synthesenformeln noch auf den Punkt gebracht wird – das funktioniert sehr gut in Briefen an einen geduldigen Adressaten, der sich geehrt fühlt, von einem bereits berühmten Autor dergestalt Anerkennung zu erfahren. Anerkennung dürfte auch ein Hauptmotiv des Briefeschreibens sein; erwartet werden kann sie, wenn Ähnlichkeiten und nicht Differenzen zur Sprache kommen. Analogien zudem und vor allem zwischen seiner Welt und den von ihm geschaffenen Textwelten zu bilden, ohne jedoch Schlüsselromane zu schreiben – Akte der Kommentierung und Deutung eigener Texte vorzunehmen, Selbstzitate aus den fiktionalen Texten in Briefe zu integrieren,¹⁰ das ist Manns vielleicht größter poetologischer Trick. Briefe eignen sich hervorragend dafür, Adressaten sozusagen ungestraft mit Analogisierungen zu beglücken. Sie werden sich umso seltener wehren, wenn sie den Brief als Gabe, als Geschenk werten. Ein aufstrebender, aber (noch) nicht allzu sehr sozial aufgeschlossener Autor, der seine Deutungs- und Wertungsvorschläge unters Volk bringen möchte, wird sich an seinen Schreibtisch zurückziehen und Briefe schreiben, ohne sich gleich einem Gegenüber aussetzen zu müssen. Vorab noch dies: Nur einsamer Repräsentant war der Briefschreiber Thomas Mann zu keiner Zeit!

Kritiker und Literaturwissenschaftler – zumindest von ihrer Ausbildung her sind diese beiden Personengruppen im hier infrage stehenden Zeitraum nicht leicht zu unterscheiden: Sie waren in der Regel studierte Philologen, anders als Thomas Mann der damaligen Auffassung nach: Gebildete. Spiegelung und Konsensbildung mit den gelernten Philologen waren für den ›halbgebildeten‹ Dichter-Literaten Thomas Mann – diese Worte fallen vor dem Horizont der *Betrachtungen eines Unpolitischen*, Manns großem Selbstbespiegelungssessay der Kriegsjahre – ein Stück Selbstlegitimation und Annäherung an sehr bürgerliches Personal. Dabei hatte es den Typus des gebildeten Dichterphilologen seit dem 19. Jahrhundert gegeben, hatten sich

9 Vgl. Peter Stockwell: *Cognitive Poetics. An introduction*. London, New York 2002, S. 94f.

10 Vgl. das Kapitel »Selbstzitate in Thomas Manns Briefen« in: Gert Bruhn: *Das Selbstzitat bei Thomas Mann. Untersuchungen zum Verhältnis von Fiktion und Autobiographie in seinem Werk*. New York u. a. 1992, S. 151–159.

Konkurrenz *und* Komplizenschaft zwischen literarischer Autorschaft und Philologie ausgeprägt.¹¹ Neu war nun, im frühen 20. Jahrhundert, dass die Philologie selbst sich langsam von ihrer poesieabstinenten Nüchternheit verabschiedete und sich unter dem Rubrum ›Geisteswissenschaft‹ der damals sogenannten ›Dichtung‹ annäherte.¹²

III.

Thomas Mann gilt als eifriger Briefschreiber; dies lässt sich, nach Jahren geordnet, leicht nachweisen und visualisieren. Die Zahlen der Grafik beruhen auf der nun allerdings gut drei Jahrzehnte alten (und leider nicht aktualisierten)¹³ Regestausage¹⁴, die 14.000 Briefe erfasst hat – das aktuelle *Thomas-Mann-Handbuch* spricht von inzwischen 25.000 bekannten Von-Briefen, wovon 21.000 (meist in Kopie) im Zürcher Thomas-Mann-Archiv lägen¹⁵. Eine abweichende Zahl nannte auf Anfrage das Archiv, nämlich derzeit 15.806 Von-Briefe und 8.087 An-Briefe.¹⁶

Die Regestausage indes, an deren Zahlen sich dieser Beitrag also etwas anachronistischerweise orientiert, wusste schon vor 40 Jahren zu berichten, dass von den in den Tagebüchern der Jahre 1918–1921 genannten Briefen nur ein Drittel bekannt sei – und da Mann umgekehrt viele erhaltene Briefe dort nicht genannt hat, dürfte es zahlreiche Schreiben gegeben haben, die weder in den Tagebüchern genannt noch erhalten sind¹⁷ – die Zahl 113 für

11 Vgl. Mark-Georg Dehrmann: *Studierte Dichter. Zum Spannungsverhältnis von Dichtung und philologisch-historischen Wissenschaften im 19. Jahrhundert.* Berlin, Boston 2015.

12 Vgl. nach wie vor: Christoph König, Eberhard Lämmert (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910–1925.* Frankfurt/Main 1993.

13 Angesichts des Zuwachses an bekannten Briefen und des nicht nachlassenden Interesses an Werk und Person Thomas Manns ist eine Open-Access-Datenbank zumindest mit allen bekannten Metadaten plus Bilddigitalisaten ein dringendes Desiderat der Thomas-Mann-Forschung. Vermutlich wurde bislang auch nicht systematisch nach nicht im Nachlass befindlichen An-Briefen recherchiert.

14 *Die Briefe Thomas Manns. Regesten und Register.* Bearb. und hrsg. von Hans Bürgin und Hans-Otto Mayer. 5 Bände. Frankfurt/Main 1977–1987.

15 Vgl. Thomas Sprecher: *Briefe.* In: Andreas Blödorn, Friedhelm Marx (Hrsg.): *Thomas-Mann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung.* Stuttgart 2015, S. 230–236, hier S. 231.

16 Für diese Auskunft per E-Mail (am 4.12.2017) danke ich Frau Gabi Hollender, wiss. Bibliothekarin an der ETH Zürich.

17 Vgl. Gert Heine, Yvonne Schmidlin: *Nachwort.* In: *Die Briefe Thomas Manns. Regesten und Register.* Band IV. Bearb. und hrsg. von Hans Bürgin und Hans-Otto Mayer. Frankfurt/Main 1987, S. 623–638, hier S. 627f.

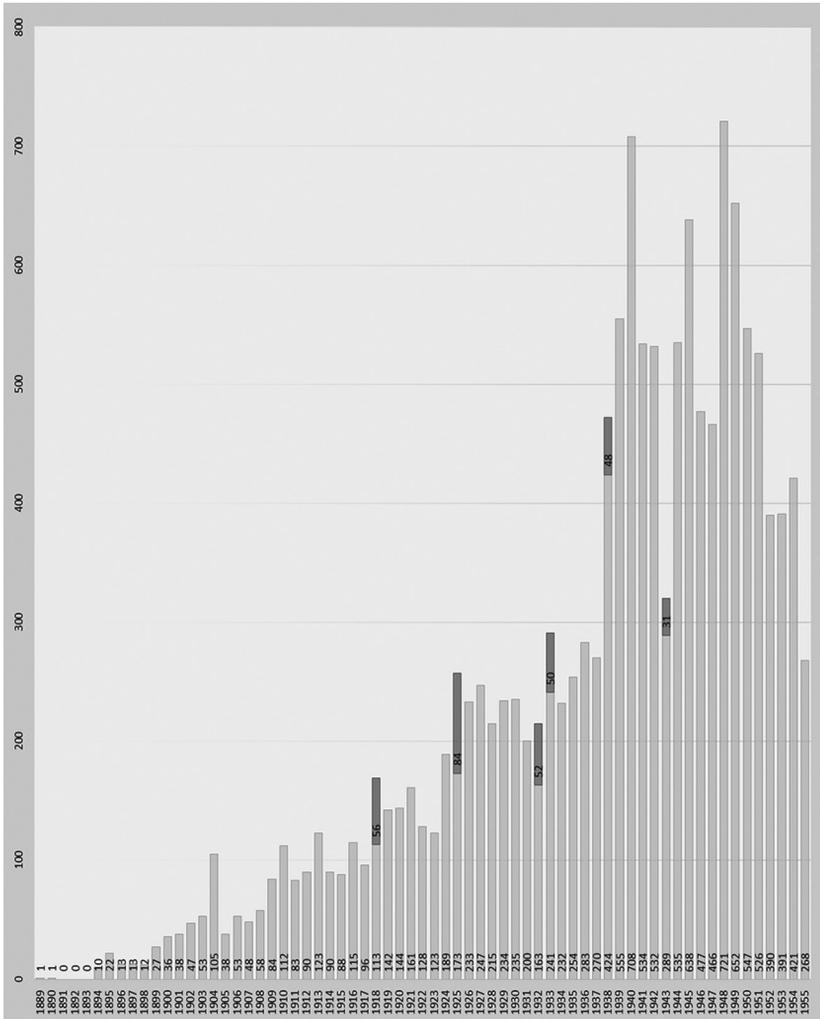


Abb. 1: Überlieferung der Briefe Thomas Manns laut Regestausage (s. Anm. 13; eigene Grafik). Hellgrau die Gesamtzahl der Briefe, darüber dunkelgrau für einige ausgewählte Jahre der Anteil der Briefe an Literaturkritiker und -wissenschaftler in absoluten Zahlen.¹⁸

¹⁸ Für die Anfertigung der Grafik danke ich Frau Bianca Müller, Marburg.